

Flucht ohne Rückkehr

von Prof. Dr. Joachim Marcinek

Vorbemerkungen

Der em. Prof. Dr. habil. Joachim Marcinek ist geborener Schwirzer und wohnt in Berlin. Er ist regelmäßig Teilnehmer der Treffen der Namslauer Heimatfreunde in Berlin und hat schon mehrmals durch Beiträge zum Gelingen der Veranstaltungen beigetragen. In seiner Dienstzeit war er u.a. Direktor des Geografischen Instituts der Humboldt-Universität Berlin.

Nachstehend schildert er die Erlebnisse seiner Familie bei der Flucht und Vertreibung aus der schlesischen Heimat im Jahre 1945.

Mein liebes Heimatdorf Schwirz

Schwirz ist ein typisches Straßendorf, von Ost nach West etwa 2 km langgestreckt. Die Landstraße von Brieg nach Kreuzburg war unsere Hauptstraße. Gekreuzt wurde sie von der Reichsstraße 118, die von Namslau über Carlsruhe nach Oppeln führt. Dazu gab es im Ort vier Gassen, die Pfarrgasse mit dem Pastorenhaus und Nebengelass der lutherischen Kirche im westlichen Bereich, die Salzgasse östlich der Reichsstraße 118, die Schäfergasse und die Gutsgasse im Dorfzentrum. An unserer Gegend erkennt der Fachmann die Nachwirkungen der vorletzten Eiszeit, das Dorf zieht sich der Breslau-Bremer oder der Breslau-Magdeburger Urstromtalung entlang. Südlich des Urstromtalhanges liegt der recht ebene Schmelzwasserboden, dort sind zahlreiche Fischteiche und Wiesen, nördlich und östlich befinden sich Binnendünen. So die Längsdüne des Bauernwaldes, die Runddüne des Judenfriedhofes, östlich der Reichsstraße 118, nördlich von Städtel und weitere zwischen Schwirz und dem Bahnhof Dammer sowie auf der lehmhaltigen Hochfläche die Runddüne des Schwirzer Friedhofes und Längsdüne der Gruft. Die Umgebung des Dorfes und das Dorf selbst sind sehr gut beschrieben von Eberhard Schlegel in dem Buch "Erinnerungen an Schwirz und die südlichen Dörfer des Kreises Namslau".

Der Beginn der Flucht

Der Vorstoß der sowjetischen Truppen der 1. Ukrainischen Front hatte wegen der überaus großen Kräfte und Feuerkraft ein schnelles Vordringen zur Folge. Noch am 19.01.1945 erklärte der Kreisleiter von Namslau um 13 Uhr auf dem Ring: „dass sich niemand Sorgen zu machen brauche“. Wir Oberschüler waren teils an diesem Tag noch in Namslau zur Schule. Es war eine Verkennung der militärischen Lage mit dem „Trost“, dass kein sowjetischer Soldat die Reichsgrenze so ohne Gegenwehr übertreten könne.

Am Abend des 19. Januars 1945 leuchtet der Himmel im Osten rot. Das „Unternehmen Berthold“, das in den vergangenen Monaten östlich von Schwirz, direkt am Ort, Schützengräben ausgehoben, davor zwei Panzergräben, einen tieferen und vor ihm einen weniger tieferen, über die Hochfläche gegraben, im Bauerwald anderswo Bänke aus Holz und Beton gebaut, an der Straße Panzersperren, die bei Sprengung auf die Straße fallen sollten, errichtet hatte, befand sich in voller Auflösung. Franzosen, Niederländer, sogar ein Türke, der jedoch nie eine Schaufel angefasst hatte, sowie die französischen Kriegsgefangenen, flüchteten westwärts. Eine braune Uniform ließ sich nicht mehr blicken.

Wir Dörfler waren unruhig und bereiteten unsere Flucht vor. Die Partei und ihre Genossen ließen sich nicht mit Durchhalteparolen sehen. Gegen Nachmittag war es recht still im Ort. Als es dunkel wurde, hieß es, bald wird sich ein Treck in Bewegung setzen. Bei uns lief alles über den Erbhof. Papa und ich luden alles was Mama und meine Schwester gepackt hatten, nicht sehr viel, auf den vorbereiteten Wagen.

Der Großvater väterlicherseits, also Opa Paul und seine Frau, Opa bereits gerade über 80, und die Oma, eine geborene Masur, hatten ebenfalls ihre Plätze, in dicke Schlittenpelze gehüllt, auf dem Wagen. Tante Agnes, Onkel Josef, ihr Mann, war Soldat, und unser Cousin Gerhard und die Cousinen Theresa und Luzia, gehörten ebenfalls zu unserem „Clan“.

Mit von der Party war Leon, der als Pole das Gespann lenkte und betreute. Leon zog mit uns bis in den Kreis Luditz bei Karlsbad – nach Ratiworsch, wo wir das Kriegsende erlebten.

Mein Vater blieb noch im Ort, er kam mit dem Bürgermeister, Herrn Purmann, nach und sorgte auf der Flucht für Quartier und Verpflegung. Wir zogen gegen 21 Uhr los. Zuvor ging ich noch ein letztes Mal durch das ganze Haus. Eigentlich wusste ich nicht warum; aber ich tat es. Bei einer Temperatur von 15° - 20° minus war es doch sehr kalt. Es ging nicht wie ich es erwartet hatte, den kürzeren Weg nach Brieg und dort über die Oder, sondern die Reichsstraße 118 aufwärts und hinter dem Schwirzer Friedhof über Saabe und schließlich nach Wilhelminenort. Irgendwie muss ich schließlich auf den Wagen gekommen und eingeschlafen sein. Mit dem Kinderwagen, der auf einen Schlitten gebunden worden war, liefen meine Mutter und meine Schwester Lilli hinter dem Wagen her. In ihm lag unser Johannes, der heute mit über 70 weiterhin unser Hansi ist. Dreimal hat er Laufen gelernt und im Gegensatz zu vielen Kleinkindern, alles gut überstanden. Selbstverständlich habe auch ich mich am Ziehen des Schlittens mit dem Kinderwagen beteiligt. Gegen Mittag erreichten wir Wilhelminenort. Das Dorf war bereits geräumt. Wir sahen uns im Ort um.

Was wir als Jungen nicht wussten

Das wir rechtzeitig und gegen die Ansicht der NSDAP die Flucht ergreifen und trecken konnten, hatten wir unserem Landrat Dr. Heinrich und den älteren Männern zu verdanken. Im I. Weltkrieg hatten sich die ältesten und älteren, wie beispielsweise mein Vater, beim Vorrücken der Russen auf eine Flucht vorbereitet.

Folgendes ist dem damaligen Landrat zuzuschreiben: Wie alle seines Alters war auch er Soldat und lag auf dem Truppenübungsplatz Döberitz westlich von Berlin. Es ist kaum zu glauben. Er nahm und bekam Urlaub und traf in der Nacht vom 18.1. zum 19.1.1945 in Namslau ein und setzte die Räumung unter Umgehung der Partei in Gang.

Der Paukenschlag in Wilhelminenort

Die Nacht vom 21.1. zum 22.1.1945 wurde abrupt unterbrochen. Plötzlich wurden wir aus dem Schlaf gerissen. Irgendwie hatte man vergessen uns zu wecken. In größter Hast mussten wir uns anziehen, alles stehen und liegen lassen und über die verschneiten Felder mit dem Kinderwagen auf dem Schlitten zum Treck laufen. Die Nacht war durch den glitzernden Schnee hell, so dass wir gut den Weg fanden und den Treck sahen. Wir waren sehr froh, dass wir den Anschluss erreicht und uns beruhigen konnten. Der Grund: Irgendwie musste Jemand die Nachricht erhalten oder aus dem Hören vorrückender Panzer geschlossen haben, dass die „Sowjets“ uns auf den Fersen waren. Bis hierhin hatten wir nicht einen deutschen Soldaten gesehen. Später haben wir erfahren, dass die sowjetischen Panzer bereits am 21.1.1945 Namslau besetzt hatten. Unser Vater verließ Schwirz mit dem Bürgermeister, als die Panzer von Norden und Osten Schwirz erreichten. Die Molkerei mit ihrem Butter- und Käsevorrat war fest verschlossen worden, erzählte er und was ganz schlimm war, dass auf der Vormarschstraße von 1939, wo drei Tage und Nächte motorisierte Truppen einschließlich Panzer aufmarschiert waren, ganze zwei „Panjefuhrwerke“ mit etwa 10 deutschen Soldaten sich zurückgezogen haben. Bei Beginn der Offensive von der Weichsel zur Oder muss das deutsche Heer fast völlig zerschlagen worden sein.

Bei Annäherung an die Oder bei Ohlau mischten sich auch deutsche Soldaten in die kilometerlange Schlange der Trecks, die nur langsam gegen die Oderbrücke vorrückte. Mit der Angst im Nacken, dass die sowjetischen Panzer, die uns nachts beinahe überrollt hätten, uns einholen, konnten wir den Übergang über die Oder kaum erwarten. Seltsamerweise dachte niemand daran, dass die Brücke von deutscher Seite gesprengt werden könnte. Niemand hatte Angst, dass sowjetische Flugzeuge die Brücke zerstören und die Treckschlange bombardieren oder mit Tieffliegern angreifen könnten. Langsam ging es weiter. Schließlich erreichten und überschritten wir die Oderbrücke. Eine große Erleichterung, die fast spürbar war, erfasste uns.

Später erfuhren wir den Grund: Südlich von Breslau, waren die sowjetischen Truppen der Ansicht, kämen sie sicherer an die Oder.

Für sie war es von größerer Wichtigkeit, das oberschlesische Industriegebiet zu erobern. So drehte die 3. Garde-Panzerarmee von Namslau auf die Reichsstraße 118 südwärts und ebenfalls von Noldau über Schwirz und dort auf die 118. Im ersten Quartier nach Ohlau stieß die Kopka Marthel zu uns und erzählte von ihrer Flucht aus dem schon von den Russen besetzten Schwirz und das sie die Häuser in der Dorfmitte, darunter auch unser Haus, in Brand gesetzt hätten. Sie erzählte auch, wie die sowjetischen Soldaten gehaust hatten, sie ihnen Essen machen musste und als sie stark betrunken waren, durch die Scheune und Richtung Wald über Bankwitz nach Mangschütz und durch den Leubuscher Wald nach Brieg und dort über die Oderbrücke geflüchtet sei.

Der mühsame Weg ins Riesengebirge

Südlich der Oder zog der Treck ohne Angst vor einer Überraschung durch sowjetische Panzer von Quartier zu Quartier: Jeden Tag bei grimmiger Kälte. Wir wunderten uns, wie viele Truppen westwärts zogen und keine bzw. kaum welche in Richtung Oder. Unser Treck, so stellte es sich bald heraus, hatte - wie sämtliche Pferdefuhrwerke aus der schlesischen Tieflandsbucht - keine Bremsen. An abschüssigen Straßen mussten immer wieder längere dünnere Teile von schwächeren Baumstämmen zwischen die Radspeichen gesteckt werden. Leon unser polnischer Helfer, und Tante Agnes meisterten diese schwierige Aufgabe hervorragend.

Unser Weg führte von Ohlau über Groß Preiskerau, Großburg, Strehlen, Nimptsch, Reichenbach, Schweidnitz, Freiburg, Hohenfriedberg, Bolkenhain, vorbei an Grüssau nach Landeshut. Hier wurde mehrere Tage gerastet. In Bolkenhain habe ich die ersten KZ-Häftlinge gesehen. Sie mussten an der Straße, die unser Treck entlang zog, eine Panzersperre bauen. Es waren relativ kräftige junge Männer, was mich verwunderte. In Bolkenhain war ich im Sommer 1942 in einem Zeltlager des Jungvolks auf einem Führerlehrgang. Ich habe dort die herrliche Landschaft genossen. Unser Lager befand sich etwa gleich weg von der Bolko und der Schweinsburg. Selbst jetzt genoss ich trotz der strengen Kälte das schöne Land, unsere schöne schlesische Heimat.

Meinen Vater sahen wir nur von Zeit zu Zeit mit seinem Fahrrad, nicht mit dem Motorrad, er war uns ständig voraus, um im nächsten Übernachtungsort alles vorzubereiten. Es war jeweils für eine Nacht vorzusorgen. Es ging ja nicht nur um die Menschen, sondern auch um die Pferde und die Wagen. Es musste alles in Ordnung sein, um weiter zu kommen. In Landeshut war vorgesorgt, es konnte das Geld von der Sparkasse abgeholt werden und weitere wichtige Dinge erledigt werden. Warum ich meine Schultasche mit den Büchern mitgenommen hatte, frage ich mich noch heute. In Landeshut ging der Schulunterricht weiter und so versuchte ich die dortige Schule von innen zu sehen.

Wir wussten, dass unser Haus in Schwirz ausgebrannt und die Dorfmitte fast insgesamt abgefackelt war. Unser Haus, das Erbhofhaus, hatte den Dachstuhl verloren, Pospich und Kalinke (Gaststätte und Dorfkaufhaus), die eine Schule (Lehrer Schlegel und Hentschel), davor der Glaskasten mit Mitteilungen, darüber: „Hier spricht die NSDAP – Die Juden sind unsere Feinde“ und schließlich das Wohngebäude des Restgutbesitzers Frauenholz. Ich habe den Verlust unseres Hauses leichter ertragen. Meine Mutter hat sich bis an ihr Lebensende darüber gegrämt. Ich habe es immer verstanden, dass sie allein entscheiden und wirtschaften wollte. Im Gegensatz dazu wollte Vater kein eigenes Haus mehr. Im Dezember 1944 hatte er die letzte Rate abgezahlt. Das Haus war schuldenfrei. Einen Monat später war es ausgebrannt und unser liebes Heimatdorf von sowjetischen Truppen besetzt. Irgendwie hörten wir, dass das Ziel unserer Flucht in Bayern liegen sollte. Der Kreis Kulmbach im fränkischen Bayern sollte unser Auffangkreis sein. Es sollte also weiter getreckt werden.

Der gefährliche und beschwerliche Treck über den Kamm des Riesengebirges

Die Ruhetage Ende Januar bis Anfang Februar in Landeshut hatten uns allen gut getan. Unsere Familie sah hoffnungsvoll den kommenden Tagen entgegen. Es wurde wieder aufgebrochen. Selbst unser noch nicht einmal ein Jahr alter Hansi hatte zum zweiten Mal laufen gelernt. Der Übergang über den Kamm wurde zur Qual. Ständig

musste das Gespann mit dem Wagen überwacht werden. Die teilweise geräumte aber teils glatte und sehr glatte Straße erforderte äußerste Aufmerksamkeit. An den Stellen, wo es abwärts ging, musste alles topfit sein. Von Zeit zu Zeit gab es übersehbare Hangpartien. Wagen, tote Pferde, Gepäckstücke und einzelne Sachen lagen zerstreut herum. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich dort unten an den Hängen glücklicherweise keine Toten gesehen. Nie werde ich dieses Teilstück der Treckstrecke vergessen. Wie waren wir froh, dass wir den Kinderwagen auf den Schlitten gebunden hatten. Selbst die Großeltern liefen an kurzen, besonders gefährlichen Strecken hinter dem Wagen. Schließlich wurde beim Überwinden des Kammes Böhmen, das Sudetenland erreicht und endlich Trautenau unser nächster wichtiger Ort. Hier trafen meine Eltern wichtige Entscheidungen. Es gab die Möglichkeit per Zug in die Gegend von Eger und Karlsbad zu fahren, während der Treck über Leitmeritz und Saaz in die Gegend von Luditz fuhr. Da wir, meine liebe Mutter, meine Schwester Lilli und ich fast ausnahmslos die ganze Strecke gelaufen waren, einigten sich meine Eltern, dass wir per Bahn weiterfahren sollten.

Die Bahnfahrt über Prag in die Gegend von Eger, Karlsbad, Buchau und Luditz

Mit wenig Gepäck bestiegen wir, meine Schwester Elisabeth (Lilli) und ich den Eisenbahnwagen mit genügend Platz für uns. Die Fahrt führte über Königgrätz, Pardubitz, Kolin nach Prag. Die wenigen Stunden, die der Zug in Prag hielt, bekamen wir unsere ersten Eindrücke. Als erstes fiel mir auf, dass die Bahnhofshalle im Gegensatz zur rundlichen Gestaltung im Breslauer Hauptbahnhof eckig war. Obwohl ich nie zuvor in Prag war, hatte ich diese Bahnhofshalle im Traum gesehen. Wir wurden in Prag mit Essen richtig verwöhnt. Dinge die es schon lange nicht mehr im Reich gab, wurden uns dargeboten und die nahe gelegenen Geschäfte zeigten Waren und eine Fülle, die im Reich, zumindest bei uns sowie in Namslau, nicht mehr zu sehen war. Mit dem Zug ging es rasch voran. Nächste große Orte waren Beraun, Pilsen, Marienbad, Eger, Schönbach und zurück nach Eger. Auf der Straße nach Karlsbad griffen Tiefflieger den Zug an. Es waren Doppelrumpfmaschinen, die Karussell flogen.

Gegenüber späteren Erfahrungen schossen sie nicht auf die aus dem Zug quellenden Leute, sondern gaben sich mit dem Abschuss der Lokomotive zufrieden. Mit einem schrillen Pfeifton zeigte sie den Treffer an, bis kein Dampf mehr im Kessel war. So rasch wie die Tiefflieger gekommen waren, verschwanden sie auch wieder. Wir stiegen wieder ein. Natürlich war nun die Heizung ausgefallen, jedoch wärmte die Sonne etwas, wenn die Fenster und Türen geschlossen blieben. Als nächstes erwartete uns das schöne Karlsbad. Infolge ging die Bahnfahrt zwischen Karlsbad und Teßler Hochland nach Theusing und von dort über Luditz nach Buchau. Es war unsere Endstation. Wir erhielten ein Zimmer auf einem Bauernhof im ersten Dorf westlich von Buchau, das mit seiner Schmalseite im Norden an die Straße Prag - Luditz – Buchau – Karlsbad reichte. Obwohl Ende Februar und Anfang März noch Schnee lag, gingen wir abwechselnd jeden Tag an die Hauptstraße. Wir wussten nicht wohin der Treck gefahren war, wo unser Vater war. Niemand konnte uns eine Auskunft geben in dieser Zeit des Krieges. Endlich an einem Tag Anfang März, aber einige Tage nach Hansis ersten Geburtstag (5.3.1944) sahen Lilli und ich einen Radfahrer kommen, unser Papa. Es war eine große Freude für uns alle. Einige Tage danach holte er uns mit Pferd und Wagen nach Ratiworsch über Buchau, wo Teile des Trecks im vulkanischen gestaltenden Gebiet am Rande des Dieppauer Gebirges eingewiesen waren. Tante Agnes, Gerhard, Theresa, Luzia hielten sich dort auf. Unser Leon war ebenfalls da, die Großeltern, Lothar Schlegel, Hoba, Schwerdtner und noch einige unserer Verwandten waren im großen Bauernhof von Familie Modl untergekommen, in einem großen Zimmer, das zum Dorfplatz mit einem Teich, ausgerichtet war und allen einschließlich uns, nun Platz bot.

In Ratiworsch, Krs. Luditz – Die letzten beiden Kriegsmonate, das Kriegsende und die Zeit bis zur Ausweisung der Reichsdeutschen Anfang Juli

Im kleinen Dorf wechselten schöne und traurige Tage. Ganz wesentlich wurden Tieffliegerangriffe. Beim Ausritt mit den Pferden wurde ich von Tieffliegern angegriffen. Wir ritten immer ohne

Sattel. Das Pferd ging hoch, ich rutschte hinunter und hatte dadurch rasch Deckung.

Meine Schwester und ich sahen bei der Bombardierung von Pilsen zu, die nicht einmal zwei Stunden dauerte. Unsere Tante Mathilde, die Schwester unserer Mutter, kam aus Rodewisch (Sachsen) zu uns und lebte zusätzlich mit ihrem Sohn Helmut (1.9.1932) in dem großen Zimmer. Ihr Mann, beim Zoll, war im Januar 1945 gefallen. Sie hatte aus Guttentag (Oberschl.) Bekannte, die sich noch in Rodewisch aufhielten. Wir holten sie in Luditz auf dem Bahnhof ab. Eine 16-jährige Tochter hatten kurz vor unserem Eintreffen die Tiefflieger am Bahnhof erschossen. In tiefer Trauer kehrte die Familie nach Rodewisch zurück.

Einen Schulkameraden, Walter Wasner, erwischten die Tiefflieger auch, als er aus seiner Deckung einen vermeintlich bessere auf dem Feld suchte. Täglich sahen wir wie auf der Straße Prag – Karlsbad Militärfahrzeuge von Tieffliegern in Brand geschossen wurden. Die Luftüberlegenheit war so groß, dass auch Hasenjagten stattfanden. Die Piloten waren nur einige Jahre älter als wir 13- und 14-jährigen Jungen, so dass wir solche Auswüchse verstanden.

Ich versuchte in Luditz, Buchau und Karlsbad zur Schule zu gehen. Es gelang jeweils für ein paar Tage. Jedoch wurde es mit dem Fahrrad auf der Straße von und nach Karlsbad zu gefährlich. Mit Nahlen des Kriegsendes hingen die Feldgendarmarie und die SS die Soldaten und Offiziere, die keine entsprechenden Papiere hatten, auf. In Buchau habe ich es selbst mehrfach erlebt. Eine grausame Art. SS und Feldgendarmarie entfernten sich dann rasch. KZ – Häftlinge wurden ebenfalls am Kriegsende auf einer nahen Straße Richtung Buchau entlang getrieben. Der trockene Knall der Pistolenschüsse zeigte mehrfach den Tod von Häftlingen an. Wir sahen sie dann tot im Straßengraben liegen.

Vor Kriegsende wurde Treckverbot verhängt, so dass wir unserem Auffangkreis Kulmbach nicht anfahren konnten. Der Feldmarschall Tschörner wollte freie Hand für Kämpfe zum „Endsieg“ haben, an den niemand glaubte, wenn man es auch nicht aussprach. Selbst wir Jungen wussten das. Die amerikanischen Flugzeuge warfen

tonnenweise Flugblätter auf die Felder, obwohl nur wenige Leute in der Umgebung wohnten. In den letzten drei Tagen vor Kriegsende bezog eine Flakabteilung mit vier 8,8 cm Kanonen und zwei Zwillingflaks oberhalb des Dorfes Stellung. Bei ihnen bot ich mich als freiwilliger Melder an. Ein Soldat durfte sich ja nicht sehen lassen. Der Hauptwachtmeister, neben dem ich am 7. Mai 1945 stand, sagte laut zu den kreisenden, aber nicht schießenden amerikanischen Flugzeugen: „Jetzt könnten wir einige runterholen, aber dann haben wir nicht mehr lange zu leben.“

Bis und nach Kriegsende harrten wir im unbesetzten Gebiet, in der großen Blase, die bis nach Thüringen hinein reichte, aus. Wir konnten alles am Radio verfolgen: Hitlers Tod, der keine Aufregung brachte, dass Großadmiral Dönitz Reichskanzler wurde, dass General Feldmarschall Keitel die bedingungslose Kapitulation unterzeichnete. Wir wussten nicht, wo die Demarkationslinie zwischen Amerikanern und Russen verlief. Am 10. Mai 1945, wir waren baden und mit den Pferden in der Schwemme, hörten wir einige Schüsse. Zwei amerikanische Schützenpanzerwagen kamen aus Richtung Buchau, schossen vorsichtshalber und fuhren ins Dorf. Mein Vater hatte uns zwei „Panjepferde“ besorgt, dazu Geschirr, so dass wir jetzt gut brauchbare Pferde hatten. Selbstredend musste ich sie auch striegeln und pflegen sowie füttern und bewegen. Wir ritten den Amerikanern hinterher, die schon ein großes Hallo im Dorf hervorgerufen hatten. Von ihnen erfuhren wir auch, dass die Demarkationslinie westlich von Buchau verlief. Die Hagemänner und andere Westfalen machten sich auf den Weg in ihre ursprüngliche Heimat. Mein Vater und weitere Männer verhandelten mit den Amerikanern, um über die Demarkationslinie nach Bayern zu trecken. Ohne Erfolg!! Die Russen kamen erst Ende Mai. Die jungen Frauen und Mädels versteckten sich, auch später noch, wenn Russen kamen. Glücklicherweise wurden in diesem kleinen Dorf keine Russen stationiert.

In dem Dorf gab es vor Kriegsende keine Tschechen, danach eine Familie! Langsam rückte tschechisches Militär in das Sudetenland. Mein Vater, der sich gut mit ihnen verständigen konnte, wurde von böartigen Tschechen zweimal fast erschossen. Nur seine

Sprachkenntnisse konnten es abwenden. Die Russen sammelten ihre „Ostarbeiter“ ein, besonders Ukrainer und auch einige Letten. Vater musste sie zu einer Sammelstelle fahren. Nur mit Mühe konnte er wegkommen, obwohl hinter ihm Schüsse fielen.

Zu essen hatten wir genug. Es herrschte kein Mangel. Frau Modl war damit sehr, sehr großzügig. Von Frau Modl erfuhren wir, dass die Tschechen vielerorts brutal gegen die Sudetendeutschen vorgehen. Sie verschleppten Deutsche in Lager und drangsalierten sie. Ihr Bruder, ein Tierarzt, war auch festgesetzt worden. Sicher war das Sudetenland hitlertreu. Wir wunderten uns sehr darüber, als wir ankamen. Aber einen solchen Hass dachten wir, kann es nicht geben. Die Tschechen wurden, soweit ich es damals einschätzen konnte, nicht so unterdrückt wie die Polen. Nach der Besetzung durch die Russen, die auch Ende Mai noch die Rundfunkgeräte beschlagnahmten, lebten wir im wesentlichen unbehelligt weiter, hatten genug zu essen und behielten unser Quartier. Vater erfuhr plötzlich, dass die Reichsdeutschen das Land verlassen mussten. Anfang Juli, kurz vor Beginn der Potsdamer Konferenz (17.07. bis 02.08.1945), wurde von den Tschechen angeordnet, dass die Reichsdeutschen innerhalb von 48 Stunden das Land verlassen müssen.

Wir mussten wieder packen. Nur hatten wir jetzt ein eigenes Gespann und einen kleinen Wagen, auf dem wir unsere Habseligkeiten und etliches anderes verstauten, einschließlich des Kinderwagens.

In Buchau kam ein tschechischer Soldat zu unserem Vater und sagte ihm, dass wir in Schlackenwerth ausgeplündert werden sollten. Das konnten wir umgehen, weil wir in einem Hohlweg übernachteten. So fuhr der Treck hoch in das Erzgebirge nach Gottesgab gegenüber von Oberwiesenthal. Hier traf uns der abgrundtiefe Hass der neuen Tschechoslowakei.

Pferde, Wagen, alle weiteren geretteten Sachen wurden uns abgenommen, Goldmünzen und Wertgegenstände auch. Unser etwa über ein Jahr alter Hansi brachte das elektrische Bügeleisen zurück, als einer der staatlichen Plünderer den Rücken drehte. Der

Kinderwagen wurde uns gelassen. Mit dem, was jeder tragen konnte, wurden wir den letzten Anstieg zum Kamm gewiesen und überschritten die Grenze nach Deutschland, nach Oberwiesenthal.

Der Weg über Dresden Richtung Schlesien – aber dann nach Berlin und Potsdam

Wir waren sehr weit im Westen, nicht einmal 10 km von der Demarkationslinie entfernt. Die Amerikaner hatten uns abgewiesen. Glücklicherweise hatten sich etliche Westfalen aus unserem Schwirz auf den Weg nach Westfalen gemacht und sind auch dort angekommen. Nun standen wir auf Reichsgebiet, hoch im Erzgebirge bei Oberwiesenthal, auch noch bei Sonnenschein, und blickten traurig mit den wenigen, uns noch verbliebenen Sachen nach Norden. Wir hatten keinen Teller und keine Tasse mehr. Die fünfköpfige Familie besaß noch fünf Esslöffel, zwei Küchenmesser und zwei Gabeln. Glücklicherweise hatte jeder ein Blechgefäß für Suppe und zum Trinken. Der Kinderwagen war überladen. So zogen wir etwas bergab nach Oberwiesenthal. Erstaunlich war für uns, dass wir etwas zu essen und zu trinken erhielten und wie auf dem Treck in Gasthaussälen oder Schulen übernachten konnten. Der Weg führte von Oberwiesenthal über Scheibenberg, Geyer, Zwönitz, Zschopau, Öderan, Flöha, östlich an Chemnitz vorbei, weiter über Hainichen, Nossen nach Dresden. Unser Gepäck wurde von Übernachtungsort zu Übernachtungsort auf Pferdewagen befördert. Wir legten die Strecken zu Fuß zurück. Leider hörte ich in einem Übernachtungsort ein schlimmes Gespräch zwischen dem Bürgermeister und einem Bauern, der unsere Habe weiter befördern sollte, etwa so: „Man sollte sie dahin treiben, wo sie hergekommen sind!“ Dieses Gehörte habe ich bis heute nicht vergessen. Es hat meine Lebensauffassung gravierend beeinflusst. In Dresden hatten wir für einige Nächte Quartier im Schloss Moritzburg. Die Stadt unten bestand im Zentrum nur aus Trümmern. Noch immer glaubten wir Richtung Heimat, Richtung Schlesien ziehen zu können. So ging es in Dresden Moritzburg weiter. Jedoch wurde die Rast ausgesetzt. Papa fuhr mit Tante Thilde, Mutters Schwester, nach Bautzen. Dort erfuhren sie, dass die Polen die Grenze an der Lausitzer Neiße seit zwei Tagen dicht gemacht hatten. Mit dieser

traurigen, aber einflussreichen Nachricht langten sie in Moritzburg an. Einen Reisekorb mit Wäsche hatten sie auf der Post aufgegeben. Er kam leer in Moritzburg an. Unserer Mutter war es unverständlich wie man zu dieser Zeit so etwas der Post anvertrauen konnte. Nicht desto trotz sollte es weiter gehen, vielleicht nach Rest Schlesien, das ja bei Ortrand etwas westwärts über die Autobahn Berlin - Dresden langte. Es ging weiter über Radeberg, Meißen, Großenhain nach Riesa. Dort wurde unserer Familien – Clan auseinander dividiert; jedenfalls fanden wir die Großeltern und Tante Agnes mit den Kindern nicht. Niemand konnte uns Auskunft geben. Kurz entschlossen kletterten wir über die zerstörte Elbbrücke, versuchten einen Zug zu bekommen was auch gelang und fuhren nach Berlin.

In Berlin wurden wir nach Marienfelde gewiesen. Inzwischen waren Thüringen und große Bereiche von Sachsen und Sachsen-Anhalt von den Amerikanern und Briten aufgegeben worden und gegen Westberlin (3 Sektoren) getauscht worden. Wieder wiesen uns die Amerikaner ab. „Wer nicht vor dem 8.Mai 1945 in Berlin gewohnt hatte, erhielt keine Lebensmittelkarten und kein Bleiberecht in Berlin.“

Wie es unser Papa geschafft hat, einen kleinen 3-Rad- Laster zu chartern, weiß ich nicht mehr. Wir mussten das Lager in Marienfelde verlassen, erste Kontakte wurden nach Potsdam aufgenommen und wir zogen nach Wannsee. Während Mutter und ihre Schwester sowie Lilli und unser ein Jahr und 4 Monate alter Hansi mit Bus und S-Bahn dahin gelangten, durfte ich mit Papa mit dem 3-Rad-Laster durch Berlin fahren. Nie werde ich die Fahrt durch das zerstörte Berlin, vor allem über die Linden und durch das Brandenburger Tor vergessen. Im Zentrum gab es kein unbeschädigtes Gebäude. Nach Querung des Tiergartens ging es in das weniger zerstörte Charlottenburg, einst die reichste Stadt Preußens, über die AVUS nach Wannsee. Wieder lief die gleiche Prozedur ab. Wieder verfügten die Behörden im Auftrag der Amerikaner, dass wir nicht in Wannsee bleiben durften. Wir danken den Amerikanern bis heute!! Die S-Bahn fuhr noch nicht von Wannsee nach Potsdam. Die Brücken über den Teltow – Kanal waren gesprengt worden. So

trugen wir nach und nach unsere geringe Habe über den Teltow-Kanal auf einer schmalen Behelfsbrücke aus Holz. Die Potsdamer Konferenz lief noch. Vom Teltow-Kanal fuhr die S-Bahn über Ufa-Stadt (seit etwa 1950: Griebnitzsee) Potsdam-Babelsberg nach Potsdam Hauptbahnhof. Bald danach wurde auch die S-Bahn-Strecke von Wannsee zum Teltow-Kanal (Ostseite) in Betrieb gesetzt. Unser Onkel, für meine Schwester und mich sowie Hansi, unser Großonkel (Pfarrer Sowa), stellte uns im Pfarrhaus ein Zimmer, ohne dass die Stadt einen Wohnraum geben musste, zur Verfügung. Erst 1948 erhielten wir ein halbes GAGFAH- Haus zum Wohnen, 1952 eine Vierzimmerwohnung.

Unser Onkel war Pfarrer der Gemeinde Wannsee- Babelsberg, wohl der ehemals reichsten im deutschen Reich. Er war unsere Aufsichtsperson. Von ihm erhielten wir den am 27. April 1945 letzten Brief unseres Ältesten, von Alfred Wilhelm Marcinek. Nun war es Mitte Juli 1945 und er hatte sich nicht mehr gemeldet. Nach dem Arbeitsdienst war er, der am 21. September 1928 geboren war, sofort, nicht kriegswillig, etwa 16 1/2- jährig zum Militär gekommen; er der nichts, aber auch nichts mit dem Krieg im Sinn hatte, wurde Panzergrenadier im Wiener Regiment „Hoch und Deutschmeister“. Auf dem Grabstein meiner Eltern ist auch seiner gedacht.

Flucht ohne Rückkehr - wir waren dankbar, dass die Grenze gesperrt war, als wir nach Hause, in unser geliebtes Dorf, in unser geliebtes Schlesien wollten. Damit sind uns alle Schikanen und Grausamkeiten erspart geblieben, die diejenigen erdulden und er- leiden mussten, die am 20. Januar 1945 nicht mehr weg kamen sowie diejenigen, die aus der Gegend von Luditz und Saaz bald nach Kriegsende wieder in Schwirz anlangten.